

SIP im Licht des Index für Inklusion

Dörthe Blanke

Vorwort

Der SIP-Ansatz hat die beiden Schwerpunkte Interkulturalität und Systemik ausgewählt. Interkulturalität erkennt die Unterschiedlichkeit der Kinder im Bezug auf kulturelle Prägung an und zeigt Möglichkeiten auf, diese bewusst wahrzunehmen, wertzuschätzen und in den Alltag einzubeziehen. Die systemische Sichtweise ermöglicht auf einer tieferen Ebene Zusammenhänge zu erkennen, Abhängigkeits- und Bedingungsgeflechte wahrzunehmen und den Alltag in der Einrichtung so zu gestalten, dass alle Beteiligten wahrgenommen und einbezogen werden.

Ich arbeite in meiner Tätigkeit als Grundschullehrerin in Hannover an der inklusiven Mira-Lobe-Grundschule. Die Mira-Lobe-Grundschule ist der inklusiv jahrgangsübergreifend arbeitende Grundschulzweig der Mira-Lobe-Förderschule, einer Förderschule mit dem Schwerpunkt körperlich motorische Entwicklung. Als dritten Schulzweig gibt es die inklusiv arbeitende Mira-Lobe-Oberschule. Die Schule besteht also aus einer reinen Förderschule und zwei Schulzweigen, in denen inklusiv gearbeitet wird.

Bei der Auseinandersetzung mit SIP kam mir schnell Vieles aus meiner inklusiven Arbeit vertraut vor. In diesem Artikel soll es somit um die These gehen, dass SIP letztlich ein inklusiver Ansatz für die Elementarpädagogik ist, der seinen Schwerpunkt auf die Interkulturalität gelegt hat. Die Grundhaltung und die Bausteine, die im Zuge des SIP-Prozesses für die wertschätzende Einbeziehung von Kindern und Familien mit Migrationshintergrund von einer Kita erarbeitet werden, sind meiner Meinung nach auf viele weitere Bereiche übertrag-

bar. Sie ebnen einen Weg zum guten Umgang mit Vielfalt in ganz verschiedenen Bereichen, in denen Kitas sich momentan eventuell noch nicht fit fühlen, mit der Unterschiedlichkeit von Kindern produktiv umzugehen.

Als solches sehe ich in SIP die Chance, dass sich Einrichtungen auf den Weg machen mit Interkulturalität bewusster umzugehen und auf diesem Weg feststellen können, dass die angestoßenen Veränderungen in der Kita ganz unterschiedlichen Kindern gut tun können. Ich möchte Einrichtungen und vor allem deren Träger ermutigen, sich auf einen inklusiven Weg zu machen, denn sie haben mit SIP schon den ersten großen Schritt getan.

In diesem Artikel sollen schlaglichtartig Einblicke gegeben werden, in Fragestellungen und Herausforderungen, denen sich Einrichtungen stellen, die inklusiv arbeiten und Impulse geteilt werden, die diesen Weg erleichtern können.

Stand der Inklusionsdebatte

Seit einigen Jahren ist der Begriff der Inklusion in die pädagogische Debatte eingezogen. Er dient dazu Barrieren zu identifizieren und aufzulösen, die Kinder und ihre Familien von Bildungsangeboten und Teilhabemöglichkeiten ausschließt. Stattdessen wird auf das Ziel hingearbeitet, anregende und wertschätzende Einrichtungen zu gestalten, die sich gerade indem sie den Einzelnen in den Blick nehmen, zu starken Gemeinschaften entwickeln. Vielfalt und Verschiedenheit wird zunehmend als Normalität betrachtet und ihr wird im Rahmen der Gestaltung der Einrichtung Rechnung getragen. Verschiedene Ressourcen aller Beteiligten können auf dem Weg dorthin entdeckt und genutzt werden.

Der inklusive Gedanke greift die gesellschaftlichen Verhältnisse, in denen wir leben, auf und beleuchtet sie kritisch. Zunehmende Unterschiede zwischen Arm und Reich werden innerhalb Deutschlands immer spürbarer. Globalisierung, aber auch Krieg und Perspektivmangel führen zu Wanderungsbewegungen zwischen Ländern und Kulturräumen, so sind die sprachlichen, sozialen, finanziellen und damit leider häufig auch die Teilhabemöglichkeiten von Menschen auch in Kitas deutlich unterschiedlich.

Deutschland hat die EU-Behindertenrechtskonvention unterzeichnet, die es allen Kindern mit sonderpädagogisch Förderbedarf ermöglicht, eine allgemeinbildende Bildungseinrichtung zu besuchen. Dies geschieht aber noch nicht flächendeckend und führt, wo es umgesetzt wird, noch häufig bei allen Beteiligten zur Überforderung.

Im Sinne einer demokratischen Gesellschaft ist die Anerkennung und Einbeziehung Aller an Entscheidungsprozessen unumgänglich, unabhängig von kulturellem Hintergrund, sozialem Status oder Behinderung. Wird die Gesellschaft nicht als gerecht erlebt und werden ihre Einrichtungen wie Kita und Schule nicht als (Ein-)Übungsorte dieser gerechten Gesellschaft erlebt, entsteht Abgrenzung statt Kooperation.

Ziel einer pädagogischen Einrichtung muss es sein, das Potenzial eines jeden Kindes möglichst unabhängig von seinen ökonomischen, sozialen, geschlechtlichen, kognitiven und kulturellen Voraussetzungen zu erkennen und bestmöglich zu fördern. So wird die Gleichwertigkeit aller Menschen als Basis unserer Gesellschaft erlebbar. Der Blick verschiebt sich von der Wahrnehmung einzelner Kinder oder Familie als „schwierig“ hin zur Frage, wie alle eingebunden und jede Person und Familie wertgeschätzt werden kann, in dem was sie braucht, aber auch geben kann.

Zur konkreten Begleitung auf dem Weg zu einer inklusiven Kita sei der „Index für Inklusion in Kindertageseinrichtungen – Gemeinsam leben, spielen und lernen“, herausgegeben von der GEW empfohlen. Er enthält viele konkrete Fragestellungen,

mit deren Hilfe man den Zustand der eigenen Einrichtung evaluieren kann und gezielte Impulse bekommt, wie Veränderung angestoßen und umgesetzt werden kann.

Inklusion-Integration

Viele Jahre ist in Deutschland, wenn es um den Umgang mit Verschiedenheit ging, von Integration gesprochen worden. Schwerpunktmäßig wurde dieser Begriff gewählt, wenn es um den Besuch von Kindergärten und Schulen von Kindern mit Behinderung oder von Kindern mit Migrationshintergrund ging. Es gab Integrationsgruppen, Integrationsklassen und in ihnen jeweils besagte Integrationskinder oder kurz I-Kinder. Zugrunde liegt diesen Konzepten, dass es von einer Mehrheitsgruppe ausgeht (denjenigen, die keine I-Kinder sind) und einzelnen Kindern, die Besonderheiten mitbrachten, die häufig vor allem in ihren Defiziten wahrgenommen und ernstgenommen wurden. Diesen hat man im Einrichtungsalltag mit mehr Personal, kleineren Gruppen und zusätzlichen Angeboten für die I-Gruppen Rechnung getragen. Viele Einrichtungen haben mit diesem Ansatz gute Erfahrungen gemacht, da Kinder durch zusätzliche Angebote gezielt gefördert werden konnten. Der Ansatz hatte sich eingespielt.

Warum nun also Inklusion?

In meiner Tätigkeit als Grundschullehrerin erlebe ich, dass die Ausgangsvoraussetzungen der Kinder, wenn sie eingeschult werden, immer weiter auseinander driften. Es gibt Kinder, die bereits bis 1000 zählen, lesen und lautgetreu schreiben können, andere haben in ihrer Familie noch nie ein Buch gesehen, wieder andere sind in einzelnen Bereichen wie Schach oder Sport gefördert worden und zeigen großes Talent, andere können keine Schere halten, keine Jacke zumachen und nicht ohne große Kleckerei frühstücken.

All diese oben beschriebenen Kinder haben weder Migrationshintergrund noch einen sonderpädagogischen Förderbedarf, sie haben einfach nur sehr unterschiedliche Persönlichkeiten und sehr unterschiedliche Elternhäuser. Oft sind die genannten Eigenschaften in Kombination auch im selben Kind vorhanden, wenn das Schachgenie sich die Jacke nicht zumachen kann und das Kind, das sofort schreit und alles um sich schmeißt, weil es kaum Frustrationstoleranz hat, aber im Rechnen den Schulstoff des ersten (und zweiten) Schuljahres überspringen kann, weil es das alles bereits beherrscht.

Das Konzept der Integration, das vorsieht, dass es eine halbwegs homogene Gruppe gäbe, in die sich dann die „besonderen“ Kinder integrieren lassen, deckt sich mit meinem Alltagserleben nicht mehr. Um diese Gruppe zu erzeugen, müsste ich als Lehrerin eine große Kraftanstrengung investieren, um alle Kinder einander anzugleichen und werde doch immer viele über- und unterforderte Kinder haben, deren Entwicklungsstand nicht zu dem passt, was inhaltlich in der Klasse gerade passiert.

Die einzige Möglichkeit, die ich sehe, um dieser großen Heterogenität zu begegnen, ist Individualisierung. Jedes Kind muss gesehen werden in seinem ganz eigenen Charakter, seine Stärken müssen gewertschätzt, gefördert und für die Gruppe nutzbar gemacht werden und an seinen Schwächen muss es im Einrichtungsalltag arbeiten können und dafür Unterstützung erhalten.

In diesem Moment passiert etwas Besonderes, denn ich gebe als Pädagogin meine Schubladen im Kopf auf. Die Kategorien „behindert“, „sozialschwach“, „Migrationshintergrund“, „Bildungselternhaus“, „überbehütet“, „hochbegabt“ usw. fallen weg und ich sehe das Kind als das, was es ist. Ein Kind mit Stärken und Schwächen, das von mir auf seinem Weg gesehen, gefördert und begleitet werden will. Inklusion meint das Aufgeben von Labeln. Natürlich ist es sinnvoll, wenn ich über die familiären Hintergründe eines Kindes weiß, seinen kulturellen Background kenne, wenn ich mich in sein Behinderungsbild eingelese habe usw., aber es hilft ihm (und

auch mir) nicht, wenn ich glaube, es einschätzen und ein Patentrezept anwenden zu können aufgrund des Labels, das ich ihm gebe. Wenn ich ein Kind in all seiner Vielschichtigkeit kennen lerne, kann ich mein Wissen über seinen Hintergrund nutzen, ohne es darauf zu reduzieren. Meine Aufgabe ist es, neugierig auf das Kind und seine Familie zu sein und nicht aus dem Label, mit dem ich es bedacht habe, rückzuschließen, wie es zu sein hat.

Indem ich genau hinschaue, kann ich Gemeinsamkeiten zwischen augenscheinlich sehr verschiedenen Kindern entdecken und nutzen. Dann kann der Autist, der üben muss, sich an Regeln zu halten und etwas mit anderen Kindern gemeinsam zu machen, dies zusammen mit meinem Rechengenie tun, dass dabei seine Frustrationstoleranz verbessern kann. Dann kann der aggressive Junge neben dem nicht sprechenden Mädchen im Rollstuhl sitzen, weil sie ihn beruhigt, da er sich vor ihr nicht beweisen muss und seine freundliche Seite zeigen kann. In vielen Situationen kann ich Kinder die ähnliche Herausforderungen vor sich haben oder deren Schwierigkeiten genau entgegengesetzt sind gut ergänzen und sie etwas miteinander tun lassen, das ihnen in ihrer Entwicklung hilft.

Inklusion meint Verschiedenheit wahrzunehmen und sich in dieser Verschiedenheit als Gemeinschaft zu begreifen, zu der jeder etwas beitragen und von der jeder profitieren kann. Inklusion meint, jedes Kind wertzuschätzen dafür, wer es ist und gleichzeitig daran zu glauben, dass es sich verbessern kann, dass es dies auch möchte und wir uns gegenseitig darin unterstützen können zu wachsen, ohne dass wir dafür ein Label tragen, das uns festlegt wie wir sein sollten als „Behinderter“, „Migrant“ usw..

Betrifft der Inklusionsgedanke nur die Kinder?

Inklusion bedeutet im Bezug auf die Kinder einen Perspektivwechsel. Im Lehramt tun sich viele Kollegien noch sehr schwer, mit dieser Art zu unterrichten, da sie viele Jahre anders gearbeitet haben und

auch anders ausgebildet wurden. Auch in Kindergärten ist häufig eine Skepsis gegenüber noch mehr Verschiedenheit zu spüren. Die Frage taucht schnell auf, wie das noch geleistet werden soll.

Und es wird noch „schlimmer“, denn Inklusion betrifft nicht nur die Kinder. Aber seien Sie getröstet, es macht dadurch auch Vieles wieder einfacher.

Im pädagogischen Alltag sind wir es häufig noch gewohnt als Einzelkämpfer zu arbeiten. Als Lehrerin oder Gruppenleitung tragen wir die Verantwortung. Jede neue Richtlinie, jede Veränderung der Rahmenbedingungen ist eine Belastung, der wir ziemlich allein gegenüberstehen. Dies führt dazu, dass im pädagogischen Bereich eine hohe Quote von Burnout und anderen Erschöpfungskrankheiten anzutreffen ist. Aber wie heißt es in einem afrikanischen Sprichwort so richtig? Es braucht ein ganzes Dorf, um ein Kind großzuziehen.

Inklusion funktioniert nicht als Einzelkämpfertum. Daran wird jede/r auch noch so engagierte Pädagoge*in scheitern. Um der Verschiedenheit von Kindern gerecht zu werden, brauchen wir Menschen mit unterschiedlicher Ausbildung, die gemeinsam arbeiten und sich koordinieren. Erzieher*innen, Heilpädagog*innen, Sprachtherapeut*innen, Ergotherapeut*innen, usw., nicht alle diese Personen können Vollzeit angestellt werden, außer man hat eine sehr große Einrichtung. Aber all diese Personen sollten sich mit ihren Fachkenntnissen einbringen und sollten sich auch als Teil des Teams begreifen und nicht nur als Dienstleiter in der Einrichtung. Wenn man Mitarbeiter*innen (auch solchen mit wenig Stunden) ermöglichen sich als Teil des Teams zu erleben, werden sie ihre Arbeit motivierter und abgestimmter erledigen, als wenn sie sich nur als Gäste oder Besucher fühlen. Nutzen sie jede Person die mit ihrer Einrichtung zu tun hat und gewinnen sie diese für ihre Einrichtung. Je mehr motivierte Menschen sich mit ihnen identifizieren desto größer ist der Pool aus dem sie schöpfen können. Überlegen Sie sich, wie sie deutlich machen können, dass Sie auch die Therapeut*innen usw. als Teil ihres Teams sehen, indem sie z. B. alle Menschen die in ihrer Einrichtung arbeiten zur Teamweihnachtsfei-

ern einladen o. ä.

Diese Grundhaltung bezieht sich nicht nur auf verschiedene Fachkräfte sondern auf alle Personen, die mit ihrer Einrichtung zu tun haben. Gewinnen Sie Eltern, Großeltern, Nachbarn, Geschäftsleute, Lokalpolitiker usw. für ihre Einrichtung und beziehen sie diese als Experten für verschiedene Fachgebiete ein. Es lohnt sich. Lassen sie uns einen Blick auf die einzelnen Akteure werfen.

Mitarbeiter*innen bilden das Rückgrat der Einrichtung

Eine Einrichtung für Kinder lehrt Kinder das, was sie selbst im täglichen Miteinander der Erwachsenen erleben. Wenn die Erwachsenen in der Einrichtung fair, partnerschaftlich und freundlich miteinander umgehen, prägen sie damit die Grundstimmung des Umgangs der Kinder miteinander. Nutzen sie daher alle Möglichkeiten zu Teambildung usw. um die Zusammenarbeit der einzelnen Mitarbeiter*innen kontinuierlich zu begleiten und bei Missstimmungen zeitnah Lösungen erarbeiten zu können. Es erleichtert den Alltag der Mitarbeiter*innen ungemein, wenn sie mit Kolleg*innen in einer Gruppe arbeiten, mit denen die Chemie stimmt und ähnliche oder sich ergänzende pädagogische Ideen gelebt werden. Beziehen Sie daher die Kolleg*innen bei Neubesetzung von Stellen und konzeptionellen Entscheidungen mit ein. Lassen sie neue potenzielle Mitarbeiter*innen in der Einrichtung hospitieren, damit alle die Chance haben sich vorab kennenzulernen. Erklären sie die Pädagogik ihrer Einrichtung und suchen sie nach Kolleg*innen, die diese teilen oder bereit sind, sich in diese einzuarbeiten. Dies gilt nicht nur für die Erzieher*innen und Lehrer*innen, sondern auch für die Therapeut*innen, die Reinigungskräfte und jede andere Person, die stundenweise mit der Schule oder Kita zu tun hat. Formulieren sie die zentralen Werte ihrer Einrichtung so klar und griffig, dass jede Person die beruflich mit der Einrichtung zu tun hat, diese sofort benennen kann, denn Menschen arbeiten freudiger und besser, wenn sie die Einrichtung verstehen und gut finden, in

der sie tätig sind.

Halten Sie ihr Konzept aktuell und schauen Sie, dass sie die Potenziale ihrer Mitarbeiter*innen darin abbilden. Wenn sich Schwerpunkte verschieben, benennen und erklären sie dies und verschriftlichen sie dies auch. Es bringt nichts, ein Konzept zu haben und eine andere Pädagogik zu leben. Vielleicht haben Sie früher viele Naturerkundungen gemacht, jetzt legen Sie aber einen größeren Schwerpunkt auf Bewegung, dann benennen Sie dies. Nutzen Sie dafür die Potenziale und Fähigkeiten ihrer Mitarbeiter*innen und planen Sie nicht daran vorbei, es gibt viele Wege die gesetzten Ziele einer inklusiven und wertschätzenden Einrichtung, die Bildungschancen für alle Kinder schafft, zu erreichen. Unsere Schule ist beispielsweise mit einem starken künstlerischen Schwerpunkt gestartet, denn Kreativität erschien uns als gute Möglichkeit Kinder mit verschiedenen Fähigkeiten und Schwierigkeiten einzubinden und allen Erfolgserlebnisse zu ermöglichen. Vor allem aber hatten wir Kolleg*innen, die in diesem Bereich geschult und daran begeistert waren. Durch Pensionierungen u. ä. änderte sich die Personalstruktur, und wir hatten immer mehr Kolleg*innen die ein starkes Interesse für Experimentieren und Forschen mit Kindern haben. Wir hätten diese Kolleg*innen jetzt zwingen können, sich in Kunstpädagogik fortzubilden, um dem alten Konzept treu zu bleiben oder aber das Konzept dementsprechend umschreiben. Wir haben uns nach kurzem Zweifel für den zweiten Weg entschieden. Eine Einrichtung braucht motivierte Mitarbeiter*innen, und Menschen arbeiten am besten, wenn sie das tun können, was sie gerne und gut tun. Wichtig war uns, dass unsere zentralen Werte erhalten blieben: Kinder sollen hier herausgefordert, begleitet und individuell beschult werden und sich als Teil einer echten Gemeinschaft erleben können. Dies gelingt uns heute durch Forschen und Entdecken ebenso gut wie früher durch Kunst und Musik. Die zentralen Werte ihrer Einrichtung müssen klar sein und sie müssen Teammitglieder finden und einstellen, die diese teilen. Die besten Wege, um diese zu verwirklichen, entdecken sie am besten im Team mit all denen, die diese Wege dann täglich gestalten.

Eltern als Chance und Herausforderung

Eltern sind unsere Partner in der Erziehung. Sie sind die ersten Expert*innen für ihr Kind. Auch wenn ihre Meinung mir nicht immer gefällt, lohnt es diese zu kennen und mich mit ihnen auszutauschen, denn sie zeigt mir viel über den Werdegang des Kindes.

Ja, es gibt Eltern, die sehr besondere Vorstellungen haben und von deren Wünschen man sich als Einrichtung auch abgrenzen muss. Wenn Kinder nicht mit „Ausländern“ in eine Gruppe gehen sollen, wenn sie vom Sexualkundeunterricht abgemeldet werden sollen oder wenn sie überhaupt keine Grenzen gesetzt bekommen sollen, muss man eine Linie ziehen und klar machen, dass das nicht die Philosophie der Einrichtung ist. Aber bei vielen Themen lassen sich individuelle Lösungen finden. Wenn eine Familie ihren Viertklässler noch zur Schule bringt, weil sie panische Angst hat, dass dem Kind etwas passieren könnte, kann man vereinbaren, dass er jeden Morgen, wenn er den Schulweg alleine gemeistert hat, einmal anrufen darf um zu sagen, dass er gut angekommen ist. Wenn das Kind alles frei entscheiden können soll, kann man vereinbaren, dass es nicht mit einem Lehrbuch, sondern beispielsweise täglich mit einem Montessorimaterial arbeitet, aber sich die Eltern dafür darauf einlassen, dass der /die Pädagoge*in dieses Material gemeinsam mit dem Kind aussucht und das Kind es bis zum Ende bearbeitet, bevor es etwas neues beginnt.

Eltern mit sehr speziellen Ansichten fordern uns heraus. Aber die Auseinandersetzung mit ihnen bewirkt auch, dass wir unser Profil schärfen. Sie fordern uns heraus, zu hinterfragen, warum wir etwas tun und ob es auch anders gehen kann. Der Austausch mit Eltern kann spannend und bereichernd sein, wenn wir ihre Kritik nicht persönlich nehmen, sondern als Anstoß verstehen, uns zu positionieren und gemeinsam Wege zu finden. Das ist je einfacher desto klarer und sicherer wir uns selbst in dem sind, was wir tun und warum wir es tun.

Es gibt auch Eltern, mit denen kein gemeinsamer Weg machbar ist, weil jedes Entgegenkommen im Sande verläuft und immer neue Forderungen gestellt werden. Dann ist es sinnvoll, sich zu trennen und den Eltern eine andere Einrichtung für ihr Kind zu empfehlen, weil man augenscheinlich nicht zusammen passt. Es hilft ungemein, wenn man weiß, welche Umwege man mitzugehen bereit ist und wo man als Einrichtung eine Grenze zieht. Menschen, die meckern, weil sie chronisch unzufrieden sind, kann man nicht halten (man kann höchstens ihre Kinder stärken, mit solchen Eltern zu leben ohne selbst Schaden zu nehmen). Menschen, die meckern, weil sie unsicher sind, kann man versuchen, Sicherheit zu geben und schauen, ob sie sich darauf einlassen können. Menschen, die meckern, weil sie eigene Vorstellungen haben, kann man zum Gespräch bitten und rausfinden, wie ein gemeinsamer Weg machbar ist.

Aber neben den komplizierten Momenten bietet Elternarbeit auch viele Chancen.

Der inklusive wie der systemische Gedanke bedeutet, dass jede Person, die mit der Einrichtung zu tun hat, ein Akteur ist und einbezogen werden sollte. Das sind die Mitarbeiter*innen genauso wie die Kinder und auch deren Eltern. Viele Projekte lassen sich nur verwirklichen, wenn Eltern sich in der Einrichtung ihres Kindes angesprochen und wohl fühlen, und bereit sind, ihre Zeit, ihre Fähigkeiten, ihre Kreativität und ihre Finanzen einzubringen. Dies ermöglicht der Einrichtung viele Dinge zu verwirklichen, die sonst nicht möglich wären und es ermöglicht den Eltern sich als wertvoller Teil einer Gemeinschaft zu erleben. Wenn dies gelingen soll, müssen sich Pädagog*innen und Eltern auf Augenhöhe treffen. Wenige Eltern sind bereit, in langweiligen Gremien zu sitzen und Tagesordnungspunkte oder Wünsche der Pädagogen „abzuarbeiten“. Wenn man Eltern gewinnen will, müssen sie mitgestalten dürfen und eine echte Stimme haben, Ideen einbringen und umsetzen dürfen und sich nicht als Ballast oder Störfaktor im Einrichtungsalltag fühlen müssen.

Die soziale Umgebung nutzen

Kooperationen jeder Art fördern die Lebendigkeit der Schule/Kita, verbessern ihre Verankerung im Stadtteil/der Gemeinde und stärken die Identifikation der Bevölkerung mit „ihrer“ Schule/Kita und somit auch die Bereitschaft, sich für diese zu engagieren.

Räume

Eine Einrichtung für Kinder verfügt (im Idealfall) über ansprechende Räumlichkeiten unterschiedlicher Größe. Diese stehen meist ab 17 Uhr leer. Wenn es mit der Reinigungskraft so koordiniert werden kann, dass die Einrichtung im Anschluss geputzt wird (oder der Spätdienst zumindest einmal grob durchfegt), können die Räume in den Abendstunden für Musikunterricht, Volkshochschulkurse, Gremienarbeit politischer-, umwelt- oder sonstiger Gruppen oder unzählige andere Angebote genutzt werden. Voraussetzung dafür ist ein Vertrauen in die jeweilige Gruppe die das Gebäude und ja auch teilweise die Ausstattung nutzt, sowie flexibel nutzbares bzw. einfach beiseite zu stellendes Mobiliar, klare Absprachen und die Vorstellung, dass eine Einrichtung für Kinder kein abgeschlossener Raum, sondern ein Lebensraum für die sie umgebende Gemeinde sein kann und soll.

Ebenso ist im Umkehrschluss die Einrichtung selbst nicht auf ihre Räumlichkeiten und ihre Mitarbeiter*innen beschränkt, es gibt viele Institutionen mit denen sich Kooperationen anbieten, indem diese die Schule besuchen (wir haben beispielsweise eine intensive Zusammenarbeit mit dem Hospizdienst aufgebaut, der regelmäßig mit den Kindern über Tod, Trauern und Trost spricht). Einige außerschulische Einrichtungen werden meist schon genutzt wie öffentliche Turnhallen oder Schwimmbäder, aber viele andere Partner wären möglich: Fütterung und Streicheleinheiten für „ungefährliche“ Tiere im Tierheim, gemeinsame Back- oder Spielnachmittage im Altenheim oder einer Behinderteneinrichtung, Ausstellungen (und Verkauf) von Werken der Kinder im Rathaus oder einer Bankfiliale.

Personen

Neben dem flexiblen Umgang mit eigenen und anderen Räumlichkeiten ist die Zusammenarbeit mit verschiedenen Personen spannend. Schauen Sie, welche Fähigkeiten die Eltern ihrer Kinder mitbringen. Wer hat spannende Dinge aus seinem Beruf zu berichten? Wer kann etwas mitbringen und vorstellen? Wer kann eine Aufführung als Musiker, Künstler usw. gestalten, die die Einrichtung bereichert?

Aber man kann auch noch weiter schauen. Welche Geschäfte und Institutionen gibt es in Ihrer Nähe, wen kann man in seiner Werkstatt besuchen? Wo kann man Lebenspraxis von echten Experten erfahren?

Für solche Aktivitäten kann man wöchentliche oder monatliche Ausflugstage einplanen. Es lohnt sich die Interessen der Kinder abzufragen, was sie gerne erkunden möchten. Eine Kartei mit spannenden Personen und Orten in der Umgebung kann angelegt werden. Vielleicht ist es auch lohnend, einen Jahresablauf zu konzipieren, in dem sich bestimmte Besuche und Ausflüge im gleichen Rhythmus wiederholen usw..

Das echte Leben bietet Kindern die besten Lernmöglichkeiten. Man kann die Welt pädagogisiert im Kleinen in die Einrichtung holen und die Kinder z. B. Kressesamen auf der Fensterbank anpflanzen und beobachten lassen oder man lässt sie hinaus in die Welt und erntet z. B. einen Tag lang mit ihnen die Kartoffeln für den gemeinsamen Mittagstisch. Das Echte ist immer eindrücklicher und hat mehr Aufforderungscharakter als die pädagogisierte Welt, die in die Einrichtung geholt wird und der echte Experte ist immer spannender als der/die Lehrer*in oder Erzieher*in.

Kinder als Gestalter ihres Lebens und Lernens

Die Hauptpersonen im Alltag von Kita und Schule sind aber die Kinder selbst. Sie haben oft ihren Lebensmittelpunkt in diesen Einrichtungen, verbringen dort einen beträchtlichen Teil ihrer wachen Zeit, pflegen Kontakte zu anderen Menschen, nehmen Haltungen und Gepflogenheiten wahr und werden dadurch geprägt und sollten in ihren Interessen und Ideen für die Einrichtung ernst genommen werden.

Der systemische Blick auf Kita und Schule macht keinen Unterschied beim Alter der Menschen, die an dem System teilhaben. Jede Person hat ein Anrecht wahrgenommen, um einbezogen zu werden, auf eine Art, die den eigenen Möglichkeiten entspricht. Die Kinder können nicht die Finanzplanung der Einrichtung machen, aber sie können z. B. in einer Abstimmung mit Klebepunkten mitentscheiden, welches von drei möglichen Spielgeräten für den Spielplatz angeschafft werden soll. Sie können in Gremien wie Kinderkonferenzen ihre Anliegen sammeln und vortragen, und Konflikte untereinander eigenständig und moderiert besprechen und lösen.

Kinder sind sehr gut in der Lage, sich selbst und andere einzuschätzen. Bei gezielten Fragen zu ihrem Lernfortschritt haben wir beispielsweise die Erfahrung gemacht, dass Kinder differenziert beschreiben können, was sie im letzten halben Jahr gelernt haben, wie viel Mühe sie sich dabei gegeben haben, wo sie ein bisschen faul waren, was sie sich vornehmen wollen und was hilfreich oder hinderlich ist, um ihr Ziel zu erreichen. Wichtig ist dabei, dass die Ideen für Ziele wirklich von den Kindern selbst kommen. Wenn Lernentwicklungsgespräche genutzt werden, um den Kindern die Ideen und Vorschläge der Erwachsenen in den Mund zu legen, gehen sie an ihrem Ziel vorbei.

Häufig machen wir die Erfahrung, dass Erwachsene Kindern zutrauen, in Kitas mitzubestimmen und Selbstbestimmung einzuüben. Mit Schulein-

tritt wird das Maß an Selbstorganisation und freier Gestaltung von Zeit, Spielpartnern, Aufenthaltsräumen und Inhalten dann oft erheblich zurückgedrängt. Wenn es ums Lernen schulischer Inhalte geht, herrscht eben doch die Meinung vor, dass am besten der Lehrer vorgibt, was wann gemacht wird, damit auch nichts vergessen oder „falsch“ gelernt wird.

Um zu ergründen, ob diese Ängste berechtigt sind, schauen wir uns erst einmal an, wie Lernen funktioniert.

Wie funktioniert Lernen?

Lernen ist ein Grundbedürfnis des Kindes. Kein Baby oder Kleinkind wartet passiv ab, womit es beschäftigt wird. Kinder erkunden ihre Welt, erweitern ihre Fähigkeiten und testen ihre Grenzen aus, in dem natürlichen und angeborenen Bedürfnis, über sich selbst hinauszuwachsen und Neues zu entdecken und zu erlernen.

Kinder wollen lernen. Sie folgen einem inneren Bauplan und entwickeln sich diesem gemäß, nicht alle im gleichen Tempo, aber alle mit derselben Grundbestrebung, von der Abhängigkeit in die Selbstständigkeit zu kommen. Es ist viel gewonnen, wenn wir jedes Kind als Experten für sich selbst und die Entwicklung der eigenen Fähigkeiten ernstnehmen, wenn wir genauer beobachten und weniger intervenieren, wenn wir Vertrauen zeigen in das Kind und seine eigene Gestaltung seiner Lernentwicklung.

Warum verweigern sich dann trotzdem viele Kinder in Kita und Schule? Warum fällt ihnen Lernen schwer? Warum läuft das Lernen manchmal nicht einfach so selbstgesteuert weiter, wie es sich in den ersten Jahren andeutet?

Lernen braucht gute Rahmenbedingungen und Begleitung

Zunächst einmal braucht es Materialien, an denen das Kind etwas lernen kann. Spielzeug und Lernmaterial, das dazu auffordert Zusammenhänge zu begreifen, gibt es in guten Kindergärten reichlich und auch in Schulen wird es vermehrt eingesetzt. Gut ist, wenn nicht nur das Auge angesprochen wird, sondern auch die Hände mit „begreifen“ können, wie etwas funktioniert. Material das nur bunt oder laut ist, lenkt eher ab und hilft dem Kind nicht, sich weiterzuentwickeln. Material mit Aufforderungscharakter, das einen Zusammenhang entdecken lässt, hilft dem Kind zu reifen.

Wichtig ist, dass dem Kind Zeit zugestanden wird, sich in etwas zu vertiefen, selbst etwas zu entdecken und ausprobieren zu können, so lernt es intensiver und freudiger, als wenn ihm in kleinen Häppchen vorbereitete Portionen vorgesetzt werden, die es in vorgegebener Zeit durcharbeiten muss. Geben wir den Kindern Zeit, halten wir aus, dass sie Umwege gehen, dass sie ausprobieren, Irrwege machen, und so selbst zu Erkenntnissen kommen, die viel tiefer gehen, als wenn wir frühzeitig mit Erklärungen dazwischengrätschen. Oft ist der Wunsch zu helfen zu groß. Wir wollen dem Kind Hinweise geben, damit es zielgerichtet lernt oder übt. Aber damit nehmen wir dem Kind die Freude am selbstbestimmten Tun und jeder noch so gute Ratschlag ist letztlich eine Kritik am Kind und seinem Weg der Entdeckung. So wird viel Lernfreude zerstört.

Kinder profitieren vom Vorbildern und Begeisterung. Wenn andere Kinder oder Erwachsene sich gern mit etwas beschäftigen und vorleben, wie es gemacht wird, können die meisten Kinder nicht anderes als neugierig zu werden, und es auch ausprobieren und können zu wollen. Manchmal ist es besser als Erwachsener selbst begeistert etwas zu

basteln oder mit einem Material etwas auszurechnen, auch wenn ich in dem Moment nicht am Kind arbeite, als zu versuchen das Kind zu motivieren, das toll zu finden. Wenn ich selbst etwas spannend finde, ist das Kind oft schon überzeugt.

Warum lernen Kinder manchmal trotzdem scheinbar nicht

Trotz anregender Umgebung, begeisterten Pädagog*innen und ausreichend Zeit ist manches Kind aber scheinbar blockiert und unwillig, etwas Neues zu lernen. Teilweise liegt dies daran, dass manche Fähigkeiten weit komplexer sind und dem menschlichen Gehirn schwerer fallen, als wir dies als Erwachsene denken. Lesen beispielsweise ist extrem anspruchsvoll und erfordert große Umbauprozesse in unserem Gehirn. Es erfordert viel Anstrengung vom Kind, die es nur bereit ist aufzubringen, wenn ihm klar ist, wie toll Lesenkönnen ist.

Aber auch in anderen Bereichen können Kinder blockiert sein. So spielt es beispielsweise immer dieselben Dinge und verweigert sich neuen Anforderungen. Hier sind die begleitenden Erwachsenen gefragt das Kind genau zu beobachten und auf Ursachenforschung zu gehen. Hat das Kind gelernt, dass sich Anstrengung nicht lohnt, weil ihm eh alles abgenommen wird oder es auf der anderen Seite getadelt wird, weil es die Dinge nicht so gut kann wie ein Erwachsener? Wenn Eltern Angst haben, dass das Kind etwas kaputt macht oder sich verletzen könnte, stagniert das Kind in einer erlernten Hilflosigkeit. Es muss neu ermutigt werden Neues auszuprobieren und sich erreichbare Ziele zu setzen, dazu benötigt es Zuspruch, Lob für kleine Erfolge, aber auch das Formulieren klarer Erwartungen (Ich glaube, dass du das schaffen kannst, ich werde es nicht für dich tun, ich möchte, dass du jetzt selbst probierst, das allein zu machen, Wenn es dir nicht gelingt, kannst du mich um Hilfe bitten, dann machen

wir es zusammen, aber probiere es bitte erst allein.) Manche Kinder haben auch verlernt, sich Neuem zuzuwenden. Sie wissen nicht mehr, wie man etwas entdeckt und brauchen darin Begleitung. Kinder, die viel vorgegeben bekommen haben oder sich an regelmäßigen Medienkonsum gewöhnt haben, fällt es schwerer sich eine Beschäftigung zu suchen, die sie herausfordert. Sie benötigen häufig Begleitung darin, zu schauen, was für sie interessant sein könnte. Dabei gibt es auch im Lernen von schulischen Inhalten immer mehrere Möglichkeiten. Ein Kind das gelernt hat bis 20 plus zu rechnen, kann auf verschiedenen Wegen weitermachen. Es kann als nächstes bis 20 minus rechnen lernen, es kann aber auch erstmal die Zahlen bis 100 kennen lernen und dann bis 100 plus rechnen und herausfinden, wie durch mehrmaliges Plusrechnen derselben Zahl Malrechnen entsteht. Oder es kann sich mit seinen Plusrechenfähigkeiten einem lebenspraktischen Bereich wie Messen zuwenden, Gegenstände abmessen, ihre Längen vergleichen und zusammenzählen und so das Erlernte praktisch anwenden. Diese Flexibilität die erlernten Fähigkeiten der Kinder flexibel weiter zu nutzen und zu schauen, was sie als nächstes interessiert, gelingt dem Unterricht mit Schulbüchern meist nicht. Hierfür braucht es ein individuelles Herangehen, das den Blick auf jedes Kind ermöglicht und ihm individuelle Wege aufzeigt, unter denen es sich für das entscheiden kann, was seinem Entwicklungsbedürfnis gerade entspricht. Das ist Inklusion in der Schulbildung. Jedes Kind so viel zu lenken und zu unterstützen, wie es dies benötigt, ihm aber stets so viel Freiheit und Entscheidung zuzugestehen, wie es schon tragen kann. Meistens verträgt das Kind mehr Freiheit und Selbstbestimmung als wir denken oder kann dies nach einer unsicheren Einstiegsphase zumindest oft schnell erlernen, sodass es uns Erwachsene weiter als Begleiter und Gegenüber braucht, aber nicht als Vorstrukturierer.

Was ist der Fokus von Lernen? - Lernen als Teilhabe an Kultur

Häufig verstehen wir Lernen als Zugewinn an Fähigkeiten oder Wissen. Ein Kind geht in die Kita oder die Schule, um dort neben Spaß vor allem Fertigkeiten zu erwerben. Es soll zählen, schneiden, Stift halten, Regeln befolgen und später auch schreiben, rechnen und vieles Weiteres erlernen.

Skola meinte im ursprünglichen Sinne aber nicht tätig sein - Kita und Schule als Vorgeschmack auf das Arbeitsleben - man gewöhnt sich schon mal daran fleißig zu sein und zu arbeiten. Sondern es meint Muße, freie Zeit, Zeit, die den Dingen offen steht, die nicht Arbeit sind.

Einer meiner Kolleg*innen sagte nach der Wahl von Donald Trump zum US-Präsidenten, er fühle sich jetzt bestärkt weniger Fokus auf die Rechtschreibung der Kinder zu legen und mehr klassische Musik mit ihnen zu hören. Die einzige Macht, die die Welt noch vor dem Untergang retten könne, wäre nicht bei den Kindern mehr Wissen anzuhäufen, sondern sie an unserem kulturellen Erbe teilhaben zu lassen. Kinder müssten Gemälde und Kompositionen, Architektur und bedeutende Denker kennen lernen, um sich zu wappnen gegen dumpfe Argumente und einfache Feindbilder.

Meine Erfahrung ist, dass er auf eine gewisse Weise Recht hat. Wir beschäftigen Kinder häufig mit kleinen und langweiligen Aufgaben, ohne ihnen zu zeigen, wofür diese gut sein können. Wer die Skizzen Leonardo de Vincis gesehen und bestaunt hat, wird erlebt haben, dass Physik etwas ist, mit dem sich kühnste Phantasien verwirklichen lassen und nicht nur Formeln, die man auswendig lernen soll. Wer Mussorgskys Bilder einer Ausstellung gehört hat, wird wissen, dass Musik Geschichten erzählen kann, statt nur Hintergrundbeschallung im Radio zu sein.

Kultur ist kein Luxus, sie ist nötig um Menschen – auch kleinen Menschen – zu vermitteln, wer wir sind, aus welcher Geschichte wir kommen und wofür es sich zu arbeiten lohnt und wofür nicht. Sie weckt

Begeisterung dafür, dass sich Anstrengung lohnt, dass verrückte Ziele erreichbar sind, und der Mensch nach Vielem streben kann, was sein Leben bedeutsam macht. Je nach Kind wird es sich eher für Literatur oder bildende Kunst oder Naturwissenschaften oder Tanz oder ein anderes Medium unserer Kulturgeschichte begeistern lassen. Aber irgendwo klingt in ihm etwas an, dass auf Resonanz stößt und dass es motiviert, sich diesen Fragen weiter zuzuwenden. Damit ist ein erster Schritt zu Lernbegeisterung und zu sinnvollen Ideen gelegt, was man mit seinem Leben machen möchte.

Häufig haben wir das Gefühl in unseren Einrichtungen wirklich andere Sorgen zu haben, als Kindern jetzt auch noch einen Sinn für Schönheit zu vermitteln oder eine Einführung in unsere Kulturgeschichte zu leisten. Aber das Gegenteil ist der Fall. Kinder brauchen Kontexte, die größer sind als sie selbst, um über sich hinauszuwachsen und selbst bedeutsames und unbedeutendes unterscheiden zu lernen. Der neue Sammelbildchentrend ist nett, aber vergänglich und letztlich ein Versuch, Kinder und damit ihre Eltern zum Geldausgeben zu bekommen, für Dinge, die keinen nachhaltigen Bestand haben. Der Besuch eines Doms, die Mitwirkung bei einem Kindertheaterstück, das Ausprobieren physikalischer Phänomene in einem Mitmachmuseum hinterlassen einen nachhaltigen Eindruck und prägen die Sicht der Kinder auf die Welt. Ermöglichen wir ihnen möglichst viele solcher Erfahrungen, in denen sie sich selbst entdecken und die Welt verstehen lernen. Danach ist auch Lesen, Schreiben und Rechnen wichtig.

Praktische Beispiele für verschiedene, sich ergänzende Lernsituationen

Inklusion nimmt ernst, dass Kinder Individuen sind und gleichzeitig Gemeinschaft brauchen. So sind in Kindergarten und Schule Formen und Lernarrangements nötig, die diesen beiden scheinbar gegensätzlichen Bedürfnissen Rechnung tragen.

Individuelle Arbeitszeit

Jeden Morgen beginnen die Kinder in der Mira-Lobe-Schule, indem sie 60 bis 90 Minuten an Materialien aus dem Bereich Mathematik und Deutsch arbeiten. Diese Materialien stehen in Form von individuell mit dem Kind ausgesuchten Heften auf dessen Tisch oder befinden sich als handelnde Materialien in Regalen im Raum, aus denen sich das Kind bedient. Jedes Kind hat die Wahl, mit welchem der Materialien, die mit ihm ausgesucht wurden, es heute beginnen möchte und wie lange es sich damit beschäftigt. Wenn ein Kind über Wochen nur eine Aufgabe auswählt, z. B. ein Schreibschriftheft zu bearbeiten und alle anderen Tätigkeiten vermeidet, wird mir ihm besprochen, ob es gerade einfach besonderes Interesse an dieser Aufgabe hat (was in Ordnung ist) und sich darauf konzentrieren möchte oder ob eine Blockade, also eine Vermeidung anderer Tätigkeiten vorliegt, weil das Kind diese nicht versteht oder sie schwer findet. Dann wird das Kind darin beraten, wie diese anderen Aufgaben funktionieren und ggf. wird mit ihm gemeinsam daran gearbeitet oder ein Patenkind gefunden, das dem Kind in der Bearbeitung hilft. Wenn ein Kind alle nötigen Hilfen erhält, wird von ihm auch klar eingefordert, dass es sich diesen Aufgaben zuwendet und seine Blockaden überwindet.

Die Aufgaben, die ein Kind in dieser individuellen Lernzeit bearbeitet sind sehr unterschiedlich, von komplexen mathematischen Problemen bis hin zu einfachen wiederholenden Tätigkeiten reicht das Spektrum, denn die Kinder der Klasse sind sowohl in

ihrem Alter als auch in ihren kognitiven Voraussetzungen sehr verschieden. Auch die Arbeitsdauer ist verschieden, manche Kinder arbeiten konzentriert 90 Minuten am Stück. Andere benötigen nach 10 Minuten eine Pause oder einen Wechsel in Material oder Sozialform um nicht zu ermüden.

Diese individuelle Arbeitszeit stellt sicher, dass jedes Kind auf seinem Niveau und an seinen Themen arbeiten kann. Das Kind ist nicht gezwungen sich in den wichtigen Bereichen Mathematik und Deutsch nach einem Klassendurchschnitt zu richten, der es häufig über- oder unterfordert. Es kann in den Fächern mit Materialien unterschiedlicher Jahrgangsstufen arbeiten. Es kann spezifische Schwierigkeiten aufgreifen, die sich als Nichtmuttersprachler oder aus einer Behinderung ergeben oder spezielle Begebenheiten in einzelnen Feldern ausleben. Auch Angebote von Therapeuten werden in diese Zeit in Einzel- oder Gruppenarbeit eingebunden.

Kinder die in üblichen Grundschulen nach dem Grundschulcurriculum unterrichtet werden, haben auch bei uns die Möglichkeit einen Test zum erarbeiteten Thema zu schreiben. Sie tun dies aber nicht alle gleichzeitig, sondern wenn sie das Thema zu Ende bearbeitet haben und das Gefühl haben, dass sie es beherrschen.

Fächerübergreifende Projekte

Neben dem individuellen Arbeiten in Mathematik und Deutsch greifen wir in Projekten die Interessen der Kinder und ihre Fragen an die Welt auf. Dazu sammeln wir bei den Kindern Themen, zu denen sie etwas wissen möchten, bündeln sie zu Oberthemen und gestalten ein Angebot, aus dem die Kinder auswählen können, welche Projektthemen sie besuchen wollen. Beispielsweise werden unter dem Oberbegriff „Leben früher“ sowohl bestimmte kulturhistorische Phasen der Menschheitsgeschichte wie Mittelalter oder Steinzeit beleuchtet als auch das für Kinder immer spannende Thema Dinosaurier oder „Schule früher“ zu dem Groß- und Urgroßeltern als Expert*innen eingeladen werden. Aus einem Themenangebot von etwa sechs Unterthemen

kann das Kind zwei auswählen die es nacheinander besucht. Jedes Unterthema findet etwa sechs Wochen lang mit acht Unterrichtsstunden in der Woche statt, sodass die Kinder sich wirklich intensiv mit diesen Themen beschäftigen können. Die Themen werden dabei von den Pädagog*innen inhaltlich so breit vorbereitet, dass Kinder mit ganz unterschiedlichen Fähigkeiten die Möglichkeit haben, etwas mitzunehmen. Die Bandbreite reicht dabei von selbständiger Recherche und Anfertigung von Power-Point-Präsentationen zu eigenen Fragestellungen der Kinder bis hin zu lebenspraktischen Tätigkeiten wie Kochen eines mittelalterlichen Essens nach Bildkarten. Jedes Kind muss die Möglichkeit haben, sich auf seinem Niveau an dem gemeinsamen Projekt zu beteiligen und etwas dazulernen. Dazu bilden neben Sachunterricht auch die Fächer Kunst und Musik einen Schwerpunkt in den Projekten. Auch zu naturwissenschaftlichen oder gesellschaftswissenschaftlichen Themen wird also viel gezeichnet, gesungen und getanzt, um allen Kindern die Möglichkeit zu geben, einen Zugang zum Thema zu bekommen. Auch bereichern die Anwesenheit von Expert*innen aus dem echten Leben und zahlreiche Ausflüge an Orte, die etwas über das Thema erzählen, den Unterricht enorm. Das Projekt endet immer mit einer Präsentation, in der die Kindergruppe zeigen kann, was sie herausgefunden und erarbeitet hat. So üben sich die Kinder auch darin, über Erlerntes zu Reflektieren und es anderen vorzustellen. Neben den natürlich vorhandenen eigenen Schwerpunkten bei der Bearbeitung des Themas erlebt sich die Gruppe hier intensiv als Gemeinschaft, die an einem gemeinsamen Thema arbeitet und dazu eine Präsentation erstellt.

Forscherarbeiten/Gruppenrat/ Schulgemeinschaft

Neben den zwei großen Säulen der „individuellen Arbeitszeit“ und der „fächerübergreifenden Projekte“ gibt es eine Anzahl weiterer Angebote, die die Kinder brauchen, um Schule für sie zu einem guten Ort zu machen. Bewegungsangebote wie Sport und Schwimmen, vielfältige Arbeitsgemeinschaften, die

ihnen nach der Unterrichtszeit ermöglichen, eigene Interessen zu verfolgen oder vorhandene Begabungen zu entdecken und zu fördern, Feiern und Feste, die die Schulgemeinschaft zusammenbringen, Gruppenrat, um in Eigenregie Konflikte zu klären, Schulparlament, um Einfluss und Verantwortung für die Schulentwicklung zu übernehmen, Forscherarbeiten, um zu eigenen Fragestellungen zu forschen und das Präsentieren zu üben, praktische Tätigkeiten in Schulgarten und Küche, individuelle Therapieangebote usw..

Je breiter eine Schule aufgestellt ist und je mehr Menschen mit unterschiedlichen Begabungen und Interessen hier arbeiten, desto individueller kann das Angebote für die Kinder ausgestaltet werden. Dazu ist es hilfreich, wenn die Schule kein Halbtagsangebot ist, sondern sich wirklich Zeit nehmen kann, um verschiedene Angebote und Formate anzubieten, um alle Kinder in ihren Bedürfnissen zu würdigen und ihnen Angebote zu machen, in denen es sich entwickelt.

Fazit

Die Darstellungen und Impulse für die Arbeit in Schulen und Kitas im Rahmen dieser Ausarbeitung haben hoffentlich einen Dreischritt erkennen lassen, wie gute interkulturelle Arbeit und zunehmend auch inklusive Arbeit in Einrichtungen gelingen kann.

1. Ermöglichen Sie den Kindern personale Sicherheit in sich selbst zu gewinnen. Jeder Mensch muss wissen, dass er gemocht wird, dass er gesehen wird, in dem was er kann und dass ihm zugetraut wird, mehr aus sich zu machen, als es heute ist. Geben Sie Gelegenheiten, sich selbst auszuprobieren, zweite Versuche zu wagen, wenn etwas nicht geklappt hat, und Selbstwirksamkeit zu erleben. Begleiten Sie die Kinder aufmerksam, aber nehmen Sie ihnen nicht zu viel ab und geben Sie nicht zu viel vor. Das Kind muss selbst lernen wer es ist und wie es zu anderen steht. Man selbst zu werden, darf auch anstrengend sein.

2. Schaffen Sie in der Einrichtung einen Rahmen und Gelegenheiten, in denen die kulturellen und familiären Traditionen Platz haben. Würdigen sie die Ansichten und Traditionen, die in den Familien der Kinder gelebt werden, damit Familie und Schule/Kita nicht als zwei getrennte parallel Räume erlebt werden, sondern sich gegenseitig bereichern können. Wenn Sie die Familie ernst nehmen, fällt es dieser meist auch leichter, Impulse aus der Einrichtung ernst zu nehmen und umzusetzen. Das Kind erlebt sich als ganz und angesprochen, wenn es z. B. seinen Dialekt sprechen, seine Traditionen feiern und seine besonderen Bedürfnisse aufgrund seiner Behinderung einbringen darf.
3. Wer in sich und seiner Herkunft sicher ist, kann sich entspannt und neugierig auf Neues einlassen. Begeben Sie sich mit den Kindern in die Welt. Entdecken und erkunden sie so viele spannende Menschen und Orte, wie sich anbieten. Erweitern Sie Horizonte und warten sie gespannt darauf, was das Kind daraus für sein Leben mitnimmt und macht.

Für Sie als pädagogisch Tätige*r gilt: Holen Sie dazu alle Beteiligten ins Boot und nutzen sie auch unkonventionelle Ressourcen. Es muss nicht alles perfekt sein, seien Sie authentisch, setzen Sie Schwerpunkte, wie es ihnen entspricht. Haben Sie die ihnen anvertrauten Kinder ernsthaft gern und bleiben Sie neugierig auf sie und ihre Familien. Begegnen Sie allen beteiligten Familien respektvoll, aber trennen Sie sich in Frieden von denen, die sich auf die Vorstellungen der Einrichtungen nicht einlassen können, sie können und müssen nicht alle überzeugen, und wer einen anderen Weg für sein Kind gehen möchte, ist ja frei, dies zu tun. Bewahren Sie sich selbst Neugierde, Spontaneität und ein Lächeln, wenn die Bürokratie und die äußeren Bedingungen erdrückend zu werden scheinen. Dann entwickelt sich ein Klima, das Bildung und Teilhabe aller ermöglicht und in dem sie nicht allein für das einstehen müssen, was ihnen etwas bedeutet. Erlauben Sie sich selbst, den Mitarbeiter*innen,

den Kindern und ihren Familien, sich zu begegnen und sich kennenzulernen, dann werden sie Labels, mit denen man sich bedacht hat, immer unwesentlicher und die echte Begegnung, das Erfahren dessen, was jeder braucht und einbringen kann, wird zentral. Ihre Einrichtung wird ein lebenswerter Ort und ein Beispiel dafür, wie Miteinander in unserer Gesellschaft in und trotz aller Verschiedenheit gelingen kann.